

# Neueste Nachrichten

des

## GLASMUSEUM WEIßWASSER

Mitteilungsblatt des Förderverein Glasmuseum Weißwasser e. V.

---

Weißwasser, den 29.01.2021

Nr. 68

---

Diese Ausgabe der Neuesten Nachrichten ist Werner Schubert gewidmet.

---

### Werner Schubert †

Einer der aktivsten Mitglieder unseres Fördervereins ist nicht mehr. Für Werner Schubert hat sich ein arbeitsreiches, außergewöhnliches und für die Nachfolgenden wegweisendes Leben vollendet.

Er wurde 1924 im niederschlesischen Jauer (heute Jawor) geboren. Nach dem Krieg schlug er den Lehrerberuf ein und lebte seit 1949 in Weißwasser. Er unterrichtete an mehreren Schulen und war in seinem Arbeitsleben zuletzt Direktor des pädagogischen Kreiskabinetts und Fachberater für Lehrerbildung. Nach seiner Pensionierung 1989/1990 packte ihn die Geschichte seiner zweiten Heimat. Er widmete sich dabei ganz intensiv dem Leben und Wirken hiesiger jüdischer Mitbürger und prägte deren Aufarbeitung. Warum spricht niemand darüber – von dieser Frage wurde er angetrieben.

Werner Schubert wollte das ändern. Er recherchierte, schrieb die Biografie des jüdischen Glasfabrikanten Joseph Schweig und setzte sich dafür ein, dass das Andenken an diesen Unternehmer gewürdigt und bewahrt wird. Seiner Initiative war es zu verdanken, dass Schweig, dem man die eigentliche Stadtgründung Weißwassers nachsagt, Ehrenbürger von Weißwasser wurde. Diese Biografie erschien auch in der Reihe „Jüdische Miniaturen“ der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum.

Weitere Broschüren über die Spuren jüdischen Lebens in Weißwasser aus seiner Feder hat der Verein „Zukunft gestalten – ohne zu vergessen“ herausgegeben. Werner Schubert mahnte dazu, dass es wichtig sei, sich diese unheilvollen Ereignisse gerade heute ins Gedächtnis zu rufen. Wieder werde gegen bestimmte Bevölkerungsgruppen wie Migranten gehetzt. Es seien zunächst belanglose Stereotype, aus denen dann verhärtete Vorurteile entstehen. Zuerst verrohrt die Sprache und dann verrohen die Taten, war sich der Historiker sicher. So kam es auch zum Holocaust – die verbrecherische Tat einer braunen Horde, dem ein Großteil des jüdischen Volkes zum Opfer fiel.

In Würdigung seiner Arbeiten zur lokalen jüdischen Gemeinde in Weißwasser, seiner Artikel über Gegner des Hitler-Regimes und seines Anteils an der Wiederherstellung des jüdischen Friedhofs in der Stadt wurde ihm der deutsch-jüdische Geschichtspreis der amerikanischen Obermayer-Stiftung verliehen. Ingrid Kellermann-Kluger, Enkelin von Joseph Schweig, hatte gemeinsam mit anderen Nachkommen von Joseph Schweig den Ortshistoriker Werner Schubert für diesen Obermayer German Jewish History Award vorgeschlagen.

Vielen Dank, lieber Werner. Wir werden dich ehrenvoll in Erinnerung behalten.

---

Auf der Internet-Präsentation der Obermayer-Stiftung ist über Werner Schubert folgendes zu lesen:

1999 schaltete Werner Schubert eine Anzeige in einer Lokalzeitung. Er war auf der Suche nach Augenzeugen der Reichspogromnacht in seiner Stadt, Weißwasser in der Oberlausitz, und schrieb, dass es fast schon zu spät war, um Menschen zu finden, die noch aus eigener Anschauung über die Geschehnisse von damals berichten konnten.

Schubert, der in der Hitlerjugend Jungzugführer war und als Soldat in der Wehrmacht kämpfte, hat sich der Aufdeckung der Wahrheit über die jüdische Gemeinde in der Stadt verschrieben, in der er seit Ende des Krieges lebt. Auf sehr persönliche und selbstreflektierende Weise hat er aufgearbeitet, was es bedeutete, Teil des NS-Regimes zu sein – und wie es war, im kommunistischen Ostdeutschland zu leben, wo die jüdische Geschichte und insbesondere das Schicksal der lokalen jüdischen Gemeinden tabu war.

„Nach der kommunistischen Doktrin waren die meisten Juden Kapitalisten – und Kapitalisten galten als Klassenfeinde“, so Schubert. „Das war einfach kein Thema. Niemand interessierte sich dafür. Zwar gab es in jedem Unternehmen eine Geschichtskommission, aber die Frage [nach Firmen in jüdischem Eigentum oder nach dem Schicksal der Juden] wurde nie gestellt.“

Die Opfer des NS-Regimes wurden offiziell in Kategorien eingeteilt: Die kommunistischen Widerstandskämpfer standen dabei ganz oben. Nur sie allein galten als Opfer, weil sie gekämpft hatten“, erklärt Schubert. „Erst danach kamen die Menschen, die aus religiösen, rassistischen oder anderen Gründen verfolgt wurden.“

Sobald es nach der Wende möglich wurde, begann Schubert seine Recherchen in Archiven, die lange Zeit verschlossen gewesen waren. Er rekonstruierte das jüdische Leben in Weißwasser, nahm Kontakt zu Nachfahren lokaler jüdischer Familien auf, wandte sich an zahlreiche Schulgruppen und Organisationen und suchte unermüdlich nach Augenzeugen.

Er fand heraus, dass es hauptsächlich einem der geschmähten Industriellen – Joseph Schweig – zu verdanken war, dass Weißwasser sich von einem kleinen Fischer- und Bauerndorf mit 750 Einwohnern Ende des 19. Jahrhunderts bis zum 1. Weltkrieg zu einer Stadt mit 13.000 Einwohnern entwickeln konnte.

Die Grabstätte von Joseph Schweig (1850–1923), der Weißwasser zu einem international bekannten Zentrum der Glasproduktion machte, „wurde nach dem Krieg zerstört. Es gab keinen Grabstein mehr. Dieser Teil der Geschichte war fast schon verloren“, so Schubert heute. Und „nur zwei Namen von Holocaust-Opfern waren bekannt.“ Dank einiger Bücher, die nach der Wiedervereinigung veröffentlicht wurden, „kennen wir heute die Namen von 14 Opfern.“

Schubert ist Autor bzw. Co-Autor mehrerer Bücher und Artikel und hat einen wichtigen Beitrag zur Bewahrung lokaler historischer Stätten jüdischer Geschichte geleistet. Dabei hat er neben dem Leben des Joseph Schweig, das ein Schwerpunkt seiner Recherchen war, auch die Geschichte etlicher anderer jüdischer Familien der Stadt erforscht und Kontakt zu mehreren Generationen von Nachfahren aufgenommen. Er war an der Lokalisierung des Standorts des ehemaligen jüdischen Friedhofs beteiligt, der erst Anfang der 1980er Jahre eingeebnet worden war. Heute ist das Gelände wiederhergerichtet und denkmalgeschützt. Im Laufe der Jahre war Werner Schubert sowohl mit versteckter als auch mit offener Ablehnung seiner Arbeit konfrontiert. Dank seines Engagements wird der jüdische Teil der Lokalgeschichte heute jedoch offen und mit Stolz in den verschiedensten lokalen Institutionen erzählt und dokumentiert.

Schubert hat auch über mutige Gegner des NS-Regimes geschrieben. In seinen Schriften entlarvt er die Verantwortlichen für Verfolgung und Völkermord und rekonstruiert die lückenhafte Geschichte der „Entnazifizierung“ nach dem Krieg. Als er im Archiv des Hauses der Wannseekonferenz herausfand, dass ein für Massenmorde verantwortlicher NS-Funktionär aus Weißwasser stammte, machte Schubert es sich zur Aufgabe, eine Biographie des Mannes zu erstellen. Denn er war überzeugt, dass junge Menschen nur durch die Auseinandersetzung mit der Lokalgeschichte die richtigen Lehren aus der Vergangenheit ziehen können.

Schubert hat „Geschichte erlebbar gemacht“, so Schulleiterin Andrea Herda in ihrem Empfehlungsschreiben. Die Schüler sprachen mit den Nachkommen ehemaliger jüdischer Bürger aus Weißwasser „nicht nur über Geschichtliches, sondern auch über aktuell-politische Themen und internationale Politik.“ Sie fügt hinzu: „Ich denke, darin besteht seine persönliche Motivation: gegen ein Vergessen zu arbeiten und eine Verknüpfung von Geschichten und Demokratie heute in Deutschland herzustellen.“

Schweigs Enkelin Ingrid Kellerman-Kluger aus Haifa, Israel, schreibt in ihrer Empfehlung: „Herr Schubert hat nicht nur dafür gesorgt, dass Schüler heute etwas über den Einfluss und das Schicksal der jüdischen Mitbürger erfahren, sondern bewahrt auch das Gedenken an die Juden aus Weißwasser“ für die Nachwelt. Er „hat der jüdischen Geschichte Weißwassers wieder ein Gesicht gegeben“, ergänzt Peter Müller aus Blankenfelde, Deutschland, ein Urenkel von Joseph Schweig.

Trotz seiner inzwischen 87 Jahre sprüht Schubert noch immer vor Energie. Im September 2011 begrüßte er Mitglieder der Familie Schweig aus Israel in Weißwasser bei ihrem ersten Besuch in der Stadt, die ihr Vorfahre mit aufgebaut hatte.

Schuberts Engagement hatte noch eine weitere tiefgreifende Wirkung: Er „hat uns geholfen, wieder Vertrauen zum deutschen Volk zu fassen. Bis dahin waren wir nicht bereit, Deutschland zu besuchen“, schreibt Yehudit Schweig aus Jerusalem, eine Urenkelin von Joseph Schweig, die im Jahr 2007 mit ihren Kindern nach Deutschland reiste. Schweig fügt hinzu, dass sie bei der Heirat ihren Familiennamen behielt, „da es keine weiteren Nachkommen gab, die ihn weitergeben konnten.“

„Ich kam mir wirklich vor, als gehörte ich zur ‚königlichen Familie‘ von Weißwasser – ein Gefühl, das für einen Juden im ehemaligen Ostdeutschland schon etwas Besonderes ist“, schrieb Jonathan Kellerman aus Ramat Hasharon, Israel. Der Urenkel von Joseph Schweig besuchte Weißwasser im Jahr 2009.

„So seltsam es klingen mag, aber die Kinder, die heute in Weißwasser aufwachsen, wissen mehr über meinen Urgroßvater als ich bis vor kurzem“, fügt er hinzu. Das ist nur „dem unermüdlichen Einsatz von Werner Schubert zu verdanken.“

---

### Geschenktes Leben

Biografische Notizen aus einer anderen Zeit

VON MANFRED SCHÄFER

Nur wenige haben bisher die Chance, seine selbst geschriebene Biografie zu lesen. Ich hatte sie. Die Person dahinter ist der über Weißwassers Grenzen hinaus bekannte Chronist, der liebenswerte Mensch **Werner Schubert**, geboren am 24.08.1924 in Jauer im Regierungsbezirk Liegnitz / Niederschlesien.



Foto:  
Lausitzer Rundschau, Ausgabe Weißwasser, vom  
18.01.2012

Jauer liegt nur 130 km von Weißwasser entfernt, am Rande des Riesengebirges. Ein Schlesier also, wie Hans Schäfer und ich selber, Manfred Schäfer. Wir haben unsere Heimat verloren, mussten Hab und Gut liegen lassen und am Kriegsende Hunger, Durst und viele Qualen, Zwangsarbeit und Gefangenschaft erdulden. Als unschuldige Kinder oder Landser mussten sie für die Verbrechen büßen, die die Deutschen den Russen, Polen, Tschechen und anderen Völkern zugefügt hatten.

Das Leben hat seine Familie nicht verwöhnt. Ich zitiere aus seiner Biografie und werde sie kommentieren und mit meinen Gedanken ergänzen.

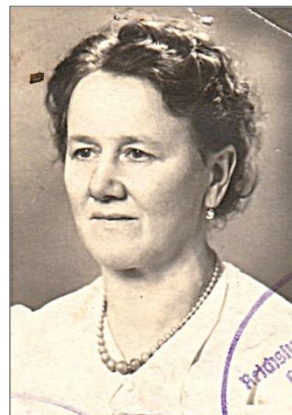
In seiner eigenen Biografie, deren Titel ich für meinen Beitrag nutze, fast gestohlen habe, geht Schubert auf viele Dinge der Politik damaliger Zeit ein. Man gewinnt dabei immer den Eindruck, dass er sich zu den Schwächeren hinwendet. Ganz hart beurteilt Schubert den Krieg in seiner Unbarmherzigkeit, in der Unmenschlichkeit des Tuns der Handelnden. Er nimmt sich auch kein Blatt vor den Mund, als er über Vergewaltigungen deutscher Frauen am Ende des II. Weltkrieges berichtet. Er versteht teilweise den Hass der Einwohner Polens, der Tschechoslowakei usw., die durch die deutschen Besatzer jahrelang viel ertragen mussten.

Ganz krass, fast wütend zeigt er auf den ehemaligen Bürger der Stadt Weißwasser, Dr. Rudolf Lange, SS-Sturmbann-Führer, der als Teilnehmer der Wannseekonferenz bei der Judenvernichtung zum Mitinitiator wurde.

Ich werde wieder an meinen Vater und Opa erinnert, die beide nicht wussten, was die deutsche Obrigkeit mit den Juden vorhatte oder bereits praktizierte. Dazu Schubert im Zitat: „Obwohl ich in der Region Riga an den Folter- und Mordstätten des Dr. Rudolf Lange, dem Bahnhof Rumbuli und dem KZ Salaspils vorbeigefahren bin, war mir das unbekannt. Aber unser Unwissen war nicht die Folge eines Schweigebotes, sondern tatsächliches Unwissen.“ Ich hatte dazu bereits bei meinem Vater und beim Opa meine Zweifel über das Nichtwissen angemeldet, erhielt aber immer die artgleiche Antwort: Wir wussten das nicht! Ohne dass ich es besser weiß, ich muss es glauben. Ich komme später zu verschiedensten Dingen des Unrechts aus damaliger Zeit nochmals zurück.

Als Schubert geboren wurde, da hatte der Storch noch lange nicht an mich gedacht. Erst 13 Jahre später beglückte ich diese Welt. Soll ich gut oder ungut dazu sagen? Ich lass es offen, mögen andere darüber nachdenken. Bis zu diesem Zeitpunkt war sein Leben fast schon der Kindheit entronnen. Diese Zeit will ich mir gedanklich jetzt vornehmen und mit meiner Meinung belegen. Es reizt mich, die Schulzeit von Schubert mit seiner Lehrerzeit zu vergleichen. Dazu schreibe ich später.

Zur Mutter Elfriede Schubert, geborene Beer, ist sein Erinnerungsvermögen zu schwach ausgebildet. Sie verstarb bereits im Mai 1927. Er war gerade 33 Monate auf dieser Welt, die noch viel, viel Schlimmes auf Lager hatte. Ich hatte meine Mutter bis ins 4. Lebensjahr. Für Schubert trat jetzt die schon 74-jährige Oma Ernestine ins Leben, die selbst schon durch den frühen Tod ihrer Eltern gezeichnet war. Ihr ist er ob der Vielfalt ihrer Verdienste noch immer zu großem Dank verpflichtet. Später heiratete der Vater nochmals. Stiefmutter Gretel schlichtete die eine oder andere aufkommende Meinungsverschiedenheit zwischen Vater und Sohn.



Gretel Schubert, geb. Walter,  
2. Ehefrau von Wilhelm Schubert

Seinen Vater Wilhelm bezeichnet Sohn Werner als „überstreng“. Es ergaben sich aber auch immer Anlässe, die zu Vaters Handlungen führten: „Sauklaue“, „Blaue Briefe“ von der Schulleitung usw. Die Folgen davon waren Kopfnüsse, Strafarbeiten oder das allseits bekannte „Noch-einmal-Schreiben“. Auf den letzten „Blauen Brief“ reagierte Vater Wilhelm wie „ein Berserker an mir“. Diesen „Blauen Brief“ im Format A5 las Werner heimlich durch: Es war die „Versetzung in Gefahr“, mehrfacher Tadel wegen ungebührlichen Verhaltens und ungenügender Leistungen.

Diese letzte Tatsache bezeichnet Schubert selbst als Schlüsselerlebnis. Es sollte Folgen haben. Der Schuljunge Schubert spürte, dass er dieser fast brutalen Härte nicht gewachsen war. Selbst seine jetzige gewisse Schüchternheit hatte ihren Ursprung in den angewandten Erziehungsmethoden seines Vaters. Er verschloss sich mehr und mehr seinen Eltern und mied Kontakte zu ihnen. Ganz zu einem Abbruch kam es aber nie. Der Vater hatte noch immer die Hoffnung, aus Sohn Werner „etwas zu machen“.

1942 hat Vater Schubert eine Vorimmatrikulierung an der Juristischen Fakultät der Universität Breslau eintragen lassen. Das zerschlug sich aber. Im Jahr 1945 war der Bruch mit dem Elternhaus absolut notwendig. Schubert hatte Befürchtungen, dass seinerseits eine Verhaftung erfolgen könnte. Er zog es vor, bei einem kleinen polnischen Bauern, Pan Olenik, in Poischwitz als Pferdeknecht zu dienen. Die Eltern gingen gen Westen und wollten Sohn Werner immer wieder dorthin locken. Der aber widerstand – er wollte sein weiteres „Dasein“ hier gestalten.

Wie und was bei der Flucht nach Landeshut 1945 und der Vertreibung am 2. August 1946 auf seinen Vater noch zukam, beschreibt Sohn Werner wie folgt:

*Die erfolgreichen Aufstiegsbestrebungen seines Vaters Wilhelm fanden 1945 ein Ende. Als Halbweise Flucht nach Landeshut mit einem Leiterwägelchen, Einziehung zum Volksturm, in untergeordneter Beschäftigung bei der Landeshuter Zeitung, Beraubung durch einen Rotarmisten, der Gretel die Handtasche mit allem Geld und Schmuck entriss. Dazu die Vertreibung aus der Wohnung. Das waren Schicksalsschläge die nur noch durch die Vertreibung aus der Heimat Jauer / Schlesien übertroffen wurden. Ein Lichtblick eröffnete sich, als ihn die polnische Verwaltung verpflichtete, polnische Texte zu setzen und zu drucken. Aber das galt nur für kurze Zeit und wurde aufgehoben durch eine Verhaftung, bei der die polnische Polizei auch unfaire Methoden einsetzte, um irgendwelche Aussagen zu erlangen. Sein Hass auf die Polen ist deshalb ebenso zu verstehen wie die immense Arbeit, die er, wenn auch vergeblich, als Vertriebenenfunktionär für die Wiedergewinnung seiner Heimat geleistet hat. Am 2. August 1946 bestiegen sie in Jauer einen englischen Lazarettzug aus Güterwaggons, aus dem sie am 8. August in Herne ausstiegen. Statt dankbarer Erwartung, dass sie als Vertriebene die gemeinsame Schuld und Verantwortung fast allein auf sich genommen hatten, empfing sie kalte Ablehnung. Sie waren unerwünschte Gäste. Monatelang kampierten sie in einem ehemaligen Luftschutzbunker, dessen metertiefe Fenster kaum Licht hereinließen. Die Hungersnot traf die Fremden besonders hart. Sie hatten nichts zum Tauschen und auch keine Beziehungen. Beim Stoppeln auf einem Kartoffelfeld brach sich Gretel die Hand. Wilhelm fand Arbeit in einer großen Druckerei in Essen, aber in untergeordneter Position, als Kalkulator. Er, der gewohnt war, dass seine Anordnungen widerspruchlos befolgt wurden, saß nun am untersten Ende der Befehlskette. Tiefer kann man eigentlich nicht fallen. Es nötigt mir noch heute echte Anteilnahme ab, wenn ich mir das vorstelle. Und ich empfinde Hochachtung, wie er mit dieser Lage fertig geworden ist. Er begann Adressen zu sammeln und trug zuerst spontan, dann immer bewusster dazu bei, die Jaueraner um sich zu versammeln. Ein besonderer Höhepunkt in dieser oft mit eigenen Mitteln betriebenen Arbeit war der Lastenausgleich. Vertriebene erhielten auf Antrag und belegt durch Nachweise oder Zeugen begrenzte Entschädigungen. Da war er als Heimatkreisvertrauensmann ein gefragter Ansprechpartner. Seine Erkenntnisse zur Immobilien- und Finanzlage seiner Jaueraner, wobei Stadtinspektor Seidel und Freund, Sparkassendirektor Willy Maiwald, fleißig ausgebeutet wurden, waren äußerst hilfreich und wirksam für viele aus Jauer und Umgebung. Das brachte ihm viele Ehrungen ein und half ein wenig, den tiefen Fall etwas erträglicher zu gestalten. Denn aus dem Osten kamen auch keine Nachrichten, die man im Westen hätte publik machen können. Es dauerte allerdings bis in die 60er Jahre, bis diese Arbeit öffentlich gewürdigt wurde. Höhepunkt der vielen Anerkennungen war die Verleihung der Verdienstmedaille der Bundesrepublik, der die Silberne Ehrennadel voranging. In der Zeit setzte sich auch die inoffizielle Anerkennung als Vater der Jaueraner durch, die sogar Eingang als Widmung in das Heimatbuch für Jauer von 1982 fand.*

Nochmals: Werner ist am 24. August als Sonntagkind geboren und war der einzig Überlebende von Dreien. Sein älterer Bruder und seine Schwester waren als Kleinkinder gestorben. Wilhelm und seine erste Frau Elfriede hatten sich Mitte Februar 1915 verlobt. Vater wurde eingezogen und marschierte bis Verdun. Wer das dortige Gräberfeld kennt, der wird immer den Vergleich zu Stalingrad ziehen. Es liegt nur wenige Jahrzehnte später und wieder gingen Deutschlands Armeen unter!



Werner, das kleine „Pimmerle“



Mutter Elfriede



Vater Wilhelm

Alles, was es an Krankheiten so gab, fing der kleine „Pimmerle“ ein: Masern, Windpocken, Diphtherie, Röteln, Ziegenpeter, Mandelentzündung, Nierenentzündung. Das alles hatte Folgen: Zurückstellung vom Schulunterricht für ein Jahr. Aber anscheinend hat das Immunsystem daraus auch Lehren gezogen und für das weitere Leben angewendet. Werner ist heute fit wie ein Turnschuh! Immer wieder macht er darauf aufmerksam, dass er nichts gescheut hat, egal, ob sich die Hühner- oder Gänsehinterlassenschaften durch die Zehenzwischenräume quetschten oder der Misthaufen auf dem Hof die „Kuhpläpper“ an die Fußknöchel abgab. Er war ein Naturbursche.

Ab 1931 stiefelte er, teils barfuss oder in Jesuslatschen, in die Grundschule. Insgesamt nahmen 40 ABC-Schützen Platz in den Viererbänken. Im Tornister waren die Schiefertafel mit einem Schieferstift sowie Schwamm oder Läppchen zum Löschen des vorigen Unterrichtsstoffes. Dünn war das Lesebuch und noch dünner das Rechenbuch. Im zweiten Schuljahr wich die Schiefertafel einem Rechen- und Schreibheft und einem Federkasten. Das war für Schüler wirklich noch tragbar. Heute zieht der Ranzen seine Träger oft krumm. So ändern sich die Zeiten.



Werner als Schulanfänger 1931

Im Zeugnisheft der vierten Klasse stand eine „Fünf“ für das Fach „Musik“. Trotz aller Anstrengungen, seine Singstimme zu verbessern, gab Lehrer Beyer den Kampf bald auf. Es war scheinbar sinnlos. Im Sportunterricht wurden Leibesübungen gepaukt, fast immer dieselben! In der unterrichtsfreien Zeit wurde aller möglicher Schabernack getrieben: Bunker gebaut, Schützengräben ausgehoben und auch das „Paffen“ erlernt. Aus Zigarettenkippen und mit trockenen Rosenblättern verfeinert wurden Zigaretten gedreht, mit 16 Jahren auch ab und zu dem Vater mal eine entwendet.

Ostern 1935 erfolgte die Einschulung in das ehemalige königlich-preußische Gymnasium, ebenfalls wieder reichlich mit 35 Augenpaaren belegt. Das Gymnasium war in „Oberschule“ umbenannt worden. Alle Kinder von 10. bis zum 14. Lebensjahr wurden durch Beschluss der NS-Regierung zu einem wöchentlichen Dienst in Uniform zwangsverpflichtet. Er hieß Reichsjugendtag.



Dienst in Uniform am Reichsjugendtag

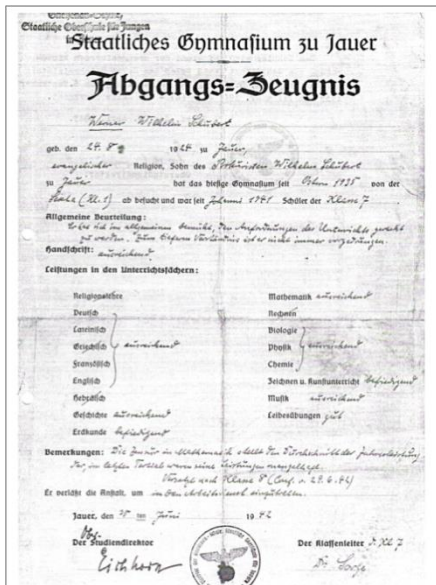
Auch in dieser Zeit kamen ab und an „Blaue Briefe“ ins Haus. Irgendwas, so nahm Schubert an, hatte er doch wieder falsch gemacht: Dem Geschichtslehrer, eine etwas dickliche Figur mit Krähenstimme schob Schubert einen Maikäfer ins Brillenetui und eine kleine Stinkbombe machte eine länger dauernde Entlüftung des Schulzimmers notwendig. Der Harzer Käse an der Wand der Schulflore sorgte für jede Menge Fliegen und später auch für Maden.

Der Verräter all dieser Dinge musste büßen. In einem Feldlager wurde er mit mehreren Stricken gefesselt. Dann wurde der Inhalt einer ganzen Schachtel schwarzer Schuhcreme auf Rücken, Hintern und Beinen verteilt. Den Versuch zur Entfernung des schwarzen Belages gab der Feigling auf. Er musste sich erst zuhause einer Komplett-Reinigung unterziehen. Später in der Hitler-Jugend (HJ) nannte man solche Prozeduren Abhärtung oder Erziehung. Das war schon der Anfang einer Nazi-Ideologie bei den Schülern des Reiches!

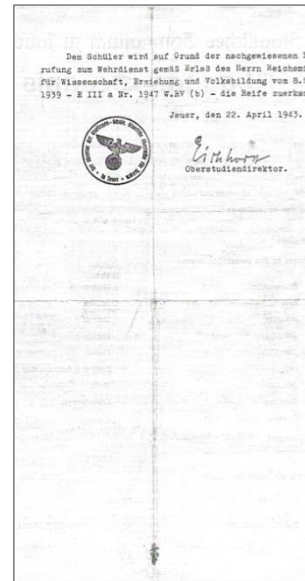
Diesen Schabernack kannte ich aus meiner Schulzeit ebenso, natürlich in anderer Form. In meiner Schulzeit hatte jedoch das neue Schulsystem, mit dem ich in der damaligen sowjetisch besetzten Zone zu tun hatte, schon wesentlich andere Inhalte.

Ab der 11. Klasse wandelte sich Schubert vom Saulus zum Paulus. Er wollte nicht mehr hinterher sein, er wollte aufholen. In einigen Fächern gelang das tatsächlich mit dem Studium von Fernlehrheften. Es begann mit Französisch und Mathematik. Das Abgangszeugnis spiegelte aber die Anstrengungen nicht wider. Schubert hatte zu spät erkannt, was nötig gewesen wäre. Trotzdem, die Teilkenntnisse der französischen Sprache kamen ihm beim Einsatz in Frankreich 1942/43 zugute. Er wurde eine Art Kompanie-Dolmetscher und zog daraus kleinere Vorteile.

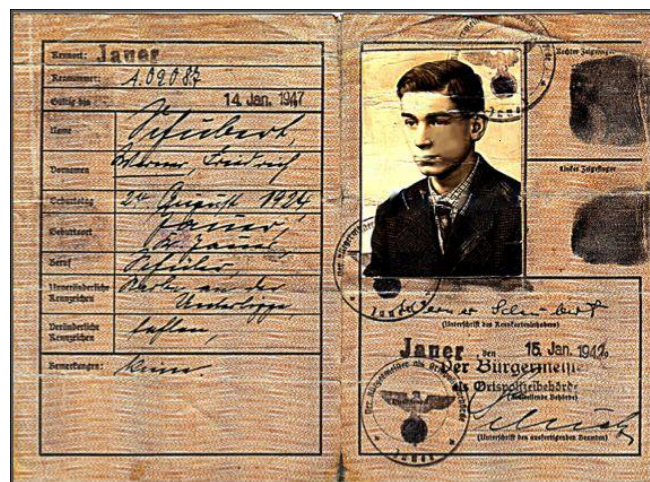
Anfang Juli 1942 wurde der Schulbesuch nach 7 Jahren abrupt beendet. Der Pedell betrat unangemeldet an einem Freitag die Klasse und las von einem Zettel 6 Namen ab. Die Jungs sollten sofort zum Direktor kommen. Der eröffnete ihnen, sie müssten morgen, am Sonnabend, das Abitur ablegen und am Montag sich beim Arbeitsdienst stellen. Mit den besten Wünschen für den Sieg wurden die Sechs verabschiedet, darunter unser Werner. Er meldete sich am Montag in Sagan und forstete in den nächsten drei Monaten Kahlschläge in der Saganer Heide durch Streifenhacken auf.



Abgangszeugnis des Gymnasiums



Reifevermerk auf der Rückseite des Abgangszeugnisses



Kennkarte (Personalausweis) von Werner Schubert

Der Oberstudiendirektor Dr. Lehmann übergab jedem sein Abgangszeugnis. Es enthielt zusätzlich auf der Rückseite den Vermerk: „Dem Schüler wird auf Grund der nachgewiesenen Einberufung zum Wehrdienst gemäß des Herrn Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 8.9.1939 die Reife zuerkannt.“



Ich ende vorerst damit, über seine Schulzeit zu berichten. Sie wird zu späterer Zeit doch wieder prägend werden. Mit meinem allerbesten Wohlwollen kann ich ihm ein Zeugnis als Musterschüler nicht ausstellen. Er hat es aber immer wieder erreicht, dass auf den Zeugnissen aller Klassenstufen immer der Vermerk stand „Versetzt“! So marschierte der Schüler Schubert vorzeitig von der Schulbank in den Krieg.

Ich will nach diesem Teilabschnitt seines Lebens gern auch weitere eigene Gedanken einflechten. Als ich mir selbst die Aufgabe stellte, über Schubert zu schreiben, war mir nicht bewusst, woran ich zu denken hatte. Wie werde ich versuchen, über 92 Lebensjahre aufs Papier zu bringen, wo jedes für sich schon ein Büchlein wert wäre? Immer wieder schöpfte ich selbst den Mut, etwas aufzuschreiben, selbst wenn Einzeldinge dabei nicht voll zur Geltung gelangen. Nichts der Nachwelt zu hinterlassen ist wohl doch gemeiner. Also schreibe ich! Dabei übe ich mich gleichzeitig auch im Weglassen. Bitte nehmt es mir nicht übel.

Mit über 90 Jahre auf dem Buckel sind auch Zeitvergleiche interessant. Damals um 1930 war im Schulranzen noch die Schiefertafel mit Griffel, heute sind es Computer im Kleinstformat. Die Hausaufgaben wurden bei Kerzenlicht, bestenfalls schon beim Gas-Glühlicht oder der Petroleumlampe erledigt. Heute sind Strahler, hell leuchtend und mit allem „Drum-Herum“, an der Tagesordnung. Er hat in der Nazizeit erlebt und durchgemacht, dass von Oktober bis März eines jeden Jahres jeweils am 1. Sonntag fleischfrei gegessen werden sollte und das eingesparte Geld der „Volksgemeinschaft“ gespendet wird. Wer glaubt oder kennt überhaupt noch solche „Hitlersche“ Anordnungen?

Es folgt jetzt ein Zeiteinsprung, den ich vielleicht zu drastisch gewählt habe. Seit dem Beginn seiner Rentnerzeit hat er für sich, aber noch mehr für die Stadt und die Gesellschaft eine allgemein wichtige Aufgabe gefunden: Werner Schubert wird nicht müde, das Leben der jüdischen Bürger in Weißwasser und für Weißwasser darzustellen. Seine Wissbegierde, sein Drängen nach Einsichten führt immer wieder dazu, Neues dem Dunkel zu entreißen. Seine eigenen Recherchen nutzend und mit öffentlichen oder halbamtlichen vergleichend zieht er immer wieder neue Erkenntnisse zum Leben jüdischer Bürger in Weißwasser ans Tageslicht. Diese Arbeiten sind eigentlich Lehrstunden zur Vergangenheit, aber hoffentlich auch Bleibendes für heutige und morgige Generationen.

Durch seine Arbeiten zur Geschichte der Juden in Weißwasser fand er immer wieder Anknüpfungspunkte zur hiesigen Glasindustrie, von der er zuvor kaum etwas wusste. Sehr intensiv hat er sich mit der Familie Schweig beschäftigt, aber auch mit dem „Armenarzt“ Dr. Altmann. Es ist bekannt, dass Joseph Schweig sehr viel unternehmerischen Mut gepaart mit Pioniergeist hatte und sein soziales Gewissen den Bürgern der Stadt Weißwasser gegenüber beispielhaft war. Ich erspare mir eigene Kommentare, ich könnte es bei weitem nicht annähernd so gut. Aber eines tue ich: Lesen sie Werner Schuberts Buch „Beiträge zur Geschichte der Juden in Weißwasser“. Es bildet, es schult, es lohnt sich! Dieses Buch zeigt mir wieder Schuberts Tugenden: Redlichkeit, Sachlichkeit, Fleiß und sein Wirken für Unterdrückte, Nichtgewollte oder Verachtete.



Foto:  
Lausitzer Rundschau, Ausgabe Weißwasser, vom  
04.07.2014

### **Reise in die Familiengeschichte**

*Enkelin von Joseph Schweig besucht in Weißwasser Wirkungsstätte ihres Großvaters  
Von Daniel Preikschat*

*Die Geschichte ihres Großvaters lässt Ingrid Kluger nicht los. Zum zweiten Mal schon reiste die 86-jährige Israelin nach Weißwasser, um Joseph Schweigs Wirkungsstätte zu erkunden. An ihrer Seite ein ausgewiesener Fachmann.*

*Gegen Mittag kommt der Friedhof dran. Hobby-Historiker Werner Schubert geht voran. Neugierig um sich blickend folgt ihm der Besuch aus Israel. Nachfahren des Ehrenbürgers der Stadt, des Begründers der Glasindustrie in Weißwasser. Drei Generationen. Schweigs Enkelin Ingrid Kluger, ihre Kinder Jonathan Kluger und Dinah Kellerman, sodann ihre Enkel Ilai und Jordan. Neugierig blicken sich die Israelis um, fragen Mutter beziehungsweise Oma auf Hebräisch, was denn Werner Schubert da gerade wieder auf Deutsch erzählt hat. Über die Gedenktafeln und die noch erhaltenen Grabsteine verstorbener Juden in Weißwasser. Oder auch über diesen Zaun, der den jüdischen Friedhof einfriedet.*

*Ingrid Kluger beherrscht beide Sprachen perfekt. Deutsch ist ihre Muttersprache, die Sprache ihrer Kindheit in Berlin. Die Stadt, die sie 1937 mit acht Jahren verlassen musste. Gerade noch rechtzeitig holte sie ihr Vater Bruno Schweig nach England. Zu einer Zeit, als die Nazis Juden schon entrechteten, enteigneten und drangsalierten, aber noch nicht deportierten. Ihr Vater habe das kommen sehen und sich in England eine berufliche Existenz aufbauen können. Er habe sich dort als Spiegelfachmann innerhalb kurzer Zeit einen guten Ruf erworben, bekam so die Einreisevisa für seine Familie, erzählt Ingrid Kluger offenherzig und mit wachen Augen. 1939 siedelte die Familie dann über nach Israel. In einem Kibbuz dort lernte Ingrid Schweig ihren Mann kennen, einen Juden aus Duisburg.*

*Zu Hause in Israel, erzählt Ingrid Kluger weiter, war Joseph Schweig selten Thema gewesen, Vater Bruno redete nicht viel über ihn. "Ich wusste früher von meinem Großvater nur, dass er in Weißwasser irgendetwas mit Glas gemacht hat." Das Interesse, mehr zu erfahren über ihre Familiengeschichte, sei aber immer schon groß gewesen.*

*Viel später erst aber habe Werner Schubert ihre Neugier befriedigen können, sagt sie und drückt dankbar den Arm des Weißwasseraners. Seine Bücher zur Geschichte der Juden in Weißwasser und über ihren Großvater habe sie verschlungen, auch die Artikel von ihm oder über ihn in der Zeitung. Mehr noch: Sie selbst hat eines der Bücher Schuberts ins Englische übersetzen und drucken lassen. "Für unsere Verwandten in Amerika." Auch sie sollten mehr über ihre Familiengeschichte erfahren dürfen. "Ich finde, das ist sehr wichtig. Man muss doch seine Wurzeln kennen." Deshalb habe sie auch ihre Kinder und Enkel mit auf die Reise nach Weißwasser genommen.*

*So wird Werner Schubert nunmehr also auch in den USA gelesen. Der 90-Jährige schmunzelt nur, als er das hört, freut sich wohl mehr innerlich. Er und seine Frau haben den Besuch aus Israel am Morgen zum Frühstück in die Rosa-Luxemburg-Straße eingeladen. Von dort sei es nicht weit zur Villa Schweig, dem heutigen Verwaltungsgebäude des Krankenhauses, von der aus der Glasfabrikant einen schönen Blick auf die Stadt hatte.*

*Zum Besuchsprogramm gehören an diesem Mittwoch auch das Kriegerdenkmal „Glasmacherbrunnen“ und die Telux-Fabrik samt der Arbeiterhäuser, die für damalige Verhältnisse einen hohen Komfort hatten. Ingrid Kluger kann dabei das Wissen über ihren Großvater und über die Zeit damals weiter ausbauen. "An dem Brunnen gefällt mir", sagt die agile 86-Jährige, "dass es ein Kriegerdenkmal ist, das gar nicht kriegerisch ist." Was sie auch noch nicht gewusst habe: 70 Prozent der Glasarbeiter haben in Fabriken ihres Vaters gearbeitet. Dass Joseph Schweig auch das Zwei-Kaiser-Denkmal gesponsert hat, in der Feuerwehr aktiv war und in einem Militärverein – auch das war ihr neu, obwohl sie vor sechs Jahren schon einmal in Weißwasser gewesen ist. Habe sie alles heute von Werner Schubert gehört.*

*Der Hobby-Historiker freut sich sichtlich, wenn er dem Besuch immer wieder noch etwas Neues erzählen kann. Vor dem jüdischen Friedhof, über den sie schon gut informiert ist, fällt Ingrid Kluger der gut erhaltene Zaun auf, der das Grabfeld einfriedet. "Der sollte eigentlich 1938 eingeschmolzen werden für die Waffenproduktion", so Schubert. Doch ein Mitarbeiter des Bauamtes habe den Nazis 1939 gesagt, der Zaun sei völlig verrostet und nicht zu gebrauchen. Später sei er eingelagert und gestohlen worden.*

*Ingrid Kluger schmunzelt. Sie fährt noch am Abend zurück nach Berlin. Am Sonntag geht es im Flugzeug zurück nach Israel, wieder etwas klüger geworden.*



Ingrid Kluger und Werner Schubert vor dem jüdischen Friedhof in Weißwasser.  
Foto: D. Preikschat

Quelle: Lausitzer Rundschau, Ausgabe Weißwasser, vom 27./28.06.2015

Ich wechsele wieder ein klein wenig das Thema, es bleibt aber doch bei Schubert. Es geht um den Kriegsdienst in der Zeit von Anfang Oktober 1942 bis zum 2. Mai 1945. Er lebte als 15-jähriger bei Kriegsausbruch noch in der irrigen Hoffnung, es werde alles nicht so schlimm. Doch die Zeit beim Reichsarbeitsdienst (RAD) ab dem 6. Juli 1942 in Sagan / Schlesien korrigierte seine Meinung und wies hin auf den „Großen Krieg“. Die nun folgende militärische Ausbildung diente der Vorbereitung zum Einsatz in Frankreich. Die Beköstigung im Lager entsprach wirklich nicht der von „Schwerarbeitern“. Der Hunger ging teilweise mit ins Bett.

Die Einberufung zur Wehrmacht im Oktober 1942 war eine große Last für die Eltern. Sie begleiteten ihn zum Bahnhof und dann ging es weiter mit dem Zug nach Breslau. Schubert hatte es sich vorgenommen, nicht der Erste, aber auch nicht der Letzte zu sein, wenn es um die Erfüllung der Aufgaben ging. Bereits bei der Einkleidung in der Kaserne spürte er die „Menschlichkeit“ deutscher Führungskräfte in Hitlers Armeen. Es ging nach Frankreich.

Jetzt bekamen die wenigen französischen Sprachkenntnisse plötzlich eine Riesenbedeutung. Bereits nach der Einfahrt in einen Pariser Vorort-Bahnhof kam diese Bedeutung zum Tragen. Der Feldwebel brauchte Kontakt zum französischen Bahndienst, den Schubert herstellte. Ab sofort war Schubert ein „gemachter Mann“. Seine Hilfe war begehrt.

Was jetzt Zufall war, grenzt aber an ein Wunder. Zur auszubildenden Gruppe Schubert kamen die Unteroffiziere Witt und Sindermann. Lesen sie dazu den Text von Schubert im Original:

*Manfred Witt stammte aus Weißwasser, was mir damals kein Problem war. Sein Sohn ging später bei mir in die Schule, ins Heinrich-Laube-Gymnasium und schrieb mir schöne Briefe zu meiner Arbeit als Lokalhistoriker. Als wir uns mit Manfred 1949/50 wieder begegneten, lebte er als Einkäufer, genauer als Großtaucher für die Glashütte OLG auf gutem Fuß. Er durchstreifte mit einem LKW voll Wirtschaftsglas die Lande und tauschte diese Kostbarkeit gegen andere, z. B. Stoffe, Schuhe, Wäsche ein. Helga und ich sind einmal auf offenem LKW bis nach Dresden mitgefahren, um Fahrgeld zu sparen. Manfred war ein Unikum. Er kam gewöhnlich als Letzter aus der Kaserne, da war die Kompanie schon angetreten und der Spieß hatte schon kommandiert: Koompaaniie stillgestndn., da stolzierte mit einem Lächeln im Gesicht Manfred auf seinen Platz. Der Kompaniechef musste kurz innehalten. Manfreds Kumpel, der Uffz. Sindermann, hatte sich schon mehrfach die Gießkanne verbogen. Obwohl solche Fälle gewöhnlich durch eine Versetzung in die Heimat und von da in den Osten gehndet wurden, ließ ein Engel den Sindermann in Frankreich. Im Lande konnte man sich ziemlich frei bewegen, aber vor dem ersten Ausgang stand eine stundenlange Belehrung und der gemeinschaftliche Besuch eines Lokals. Der Wein schmeckte gut, aber das Steak war in der Mitte noch blutig. Das müsse in Frankreich so sein, behauptete der Garcon, wie die Ober hier hießen. Unsere Kaserne in St. Denis, einem nördlichen Vorort von Paris, war eine Schule, die mit einem hohen eisernen Zaun umgeben, nur durch einen Gewehrposten am Tor gesichert war. Ich stand da also eines nachts und startete in die Dunkelheit, als plötzlich der Uffz. Sindermann vor mir auftauchte, in Unterhosen, mir das Gewehr abnahm und verlangte, ich solle eine Klamotte, einen Pflasterstein, von dem Haufen da hinten holen und in sein Wachzimmer tragen. Gehorsam befolgte ich den Befehl und war höchst erstaunt, als ich in dem Zimmerchen ein hübsches junges, nur spärlich bekleidetes Mädchen vorfand, die schämisch eine Decke um sich gewickelt hatte. In dieser Zeit bis Mitte November 1942 wanderte ich durch die Innenstadt von Paris, vorbei an allen wichtigen*

*Plätzen und Gebäuden. Unsere Bewegungsfreiheit schränkte nur ein Hinweis ein. Wir sollten bei der Fahrt mit der Metro uns nicht an oder neben die Tür stellen. Es sei schon vorgekommen, dass ein Landser während der Fahrt herausgedrückt wurde. Im Übrigen gab es regelmäßig und ausreichend Ausgang, so dass ich die Sehenswürdigkeiten der französischen Hauptstadt von außen bewundern konnte.*

Auch mir ist Manfred Witt noch als Unikum in Erinnerung. Ich hatte schon anderswo geschrieben, dass er sich als Ausgangsansatz einen Schlafanzug zur Leipziger Messe kaufte und damit seine Frau „überraschte“.

Mit dieser „Schönschreibung“ des Krieges, obwohl es so war, kann ich mich nicht abfinden. Ich habe Gott sei Dank nur die Vorder- und Nachfront erlebt, aber das hat bereits gereicht. Schubert wird an anderer Stelle der Konfrontation noch anderes, auch ganz Schlimmes erleben. Das kam sogar ganz schnell über ihn.

Das Jahresende 1942 erlebt Schubert als Besatzer in Frankreich. Zu dieser Zeit hatte bereits die 6. deutsche Armee in russischen Gefilden viel Dresche bezogen. Sie wurde im Januar 1943 vor Stalingrad besiegt. Tausende deutsche Soldaten, aber auch Zivilisten und Soldaten der Sowjetunion mussten ins Gras beißen.



Soldat Schubert als Reserveoffiziersbewerber (ROB)

Schubert, inzwischen zum Gefreiten befördert und als Bewerber zum Reserve-Offiziersrang eingetragen, wechselte mit seiner Truppe noch mehrmals den Standort. Im Juni 1943 war der Aufenthalt in Frankreich endgültig vorbei. Es war die Zeit, in der er noch „weit weg“ vom Krieg war! Der Urlaubsschein ließ 14 Tage Freizeit erwarten, danach war Meldung in Breslau angezeigt. Doch weit gefehlt. Bereits am Tag Zwei des Heimaturlaubes kam der Befehl zur Meldung in Breslau. Die deutschen Armeen in Russland brauchten neues Kanonenfutter. Der Zug mit Güterwagen rollte gen Osten. Erstmals spürten die bisherigen „Hinterländer“ auch Angst im Bauch. Es begann damit, dass dieser Zug von Partisanen angegriffen wurde, wobei ein Wagen aus den Gleisen sprang und den Zug zum Notaufenthalt zwang.

Die Deutschen wollten sich derart schützen, dass vor die Lok ein Plattenwagen gespannt wurde, auf dem russische Frauen hockten. Er sollte zuerst in die Luft fliegen. Unmenschlich! Immer wieder gab es solche Nadelstiche durch die Partisanen, die auch moralische Wirkung zeigten. Die Angst nahm zu. Die Fahrt ging trotzdem immer weiter, durch Minsk und Smolensk in Richtung Moskau. Kurz darauf begann der Rückzug. Alles, was an Fahrstrecke zurückgelegt wurde, wurde zerstört. Die „Iwans“ sollten nur „verbrannte Erde“ vorfinden. Dafür sorgten Sprengladungen oder auch riesige Haken, von der Lok gezogen, die die Schwellen zerrissen.

Überall setzten Absetzbewegungen ein und was verlassen wurde, wurde niedergebrannt. Deutsche Rückzugsstrategie! Die Abende erhellte das Geschützfeuer und brennende Dörfer. Die Russen begannen im September 1943 die Herbstoffensive. Um nicht in sogenannte „Kessel“ zu geraten, wurde die deutsche Frontlinie immer wieder begradigt. Es war schön geredet der Rückzug. Durch eine kleinere Verletzung kam Schubert kurzzeitig in ein Feldlazarett und sah Grauenhaftes. Er wurde aber bald wieder in die vorderste Linie versetzt.

In dieser fast hoffnungslosen Verzweiflung und unter Einwirkung der Geschehnisse, im Trommelfeuer des Gegners, suchte Schubert nach einer Lösung. Seine 08/15-Pistole war bei ihm. Angst vor einer möglichen Gefangenschaft oder vor der Entdeckung ließ ihn noch immer zweifeln an dem, was er tun wollte. Er zog dann doch die Pistole, warf das Halfter weg, entsicherte und schoss in die linke Hand. Es gab keinen Schmerz, nur ein dumpfer Schlag war spürbar. Die eigenen Mullbinden waren bald aufgebraucht, die herumliegenden Toten hatten aber noch Reserven. Wer hätte solches im normalen Leben getan? Der Druck muss riesengroß gewesen sein. Es war die Tat eines Verzweifelten. Für Schubert gab es keinen anderen Ausweg aus dieser Bedrängnis.

Aus dieser selbst zugefügten Schussverletzung ergaben sich noch viele qualvolle Stunden, bei Transporten, im Reservelazarett, beim Abtrennen des kleinen Fingers und bei der Wundbehandlung im Allgemeinen. Es war keine Kur-Klinik. Es war ein Feldlazarett!

Im Januar 1944 zeigte der Heimatschuss endlich Wirkung. Schubert kam ins Lazarett nach Aue, doch bereits im März 1944 wurde er wieder in die Pflicht genommen. Der nun Gefreite und mit dem EK II Ausgezeichnete kam als Ausbilder nach Leipzig. Hier erlebte er den Putsch der Offiziere um Graf Stauffenberg mit all seinen als Reaktion gedachten Mitteln.

Ich will hier noch einflechten, weiter vorn hatte ich es vergessen, dass Hitler bereits vor dem Frankreich-Feldzug am 14.04.1940 eine Anordnung erließ: „Die Todesstrafe ist geboten, wenn der Täter aus Furcht vor persönlicher Gefahr gehandelt hat.“ Die Handlung mit seiner Pistole passt genau auf diese Hitler-sche Anordnung.

Die Kaserne in Leipzig-Gohlis war noch immer nicht das Ende des Martyriums. Noch im August 1944 kam Schubert mit anderen in den sogenannten „Kurland-Kessel“, Heeresgruppe Nord. Die Deutsch-Russische Front verlief noch ca. 200 km östlich von Riga, aber es gab fast täglich Absetzbewegungen. Doch bereits im herbstlichen September ging es wieder geordnet zurück an die Front. Gedanken an die Schönheit der Natur wechselten mit Angstzuständen, mit Trauer. Die Russen hatten die Front rechts und links durchbrochen. Daraus resultierende Angst vor einer Gefangennahme ließen bei den Soldaten auch Gewaltmärsche zu, die man glaubte, nicht mehr zu überstehen. Mit einer Munitionskiste und dem MG, das eigene Gewehr trug der Kumpel, wurde der Umzingelung entgangen. Das ging noch verhältnismäßig geordnet. Im Hinterland hatten lettische Zivilisten zwangsmäßig Stellungen vorbereitet, in die die Truppe einrücken konnte, ohne erst mit dem Stellungsbau beschäftigt zu sein. Der Rückzug begann mit Eintritt der Dunkelheit. Eine Nachhutgruppe folgte drei Stunden später. Sie wurde immer von einem Feldweibel abgeholt. Bis dahin liefen die Nachhutler am Frontabschnitt entlang und schossen, was das Zeug hielt, um den Russen anzuzeigen: Wir sind noch da. Eines Abends, als Werner dieser Nachhut zugeteilt war, ließ sich aber kein Feldweibel blicken. Er ging deshalb mit einem vierschrötigen Kumpel noch einmal den Frontabschnitt entlang und entdeckte in einer Schneise eine Gruppe Landser, die sich in einem Graben niedergelassen hatten. Deutlich zu erkennen waren sie an ihren Stahlhelmen. Also lief er, sichtlich erleichtert, mit seinem Kumpel auf die Gruppe zu. Ja, das waren sie, die uns abholen sollten. Aber keiner rührte sich von denen. Mein Kumpel, der links vor mir stand, stieß deshalb mit der Stiefelspitze in den Sand. Ich höre noch, wie Sandkörner auf den Stahlhelm klickern und er fast flüsternd und ungeduldig ruft: „He, wer seid ihr denn?“ Kaum hatte er den Satz gesagt, ein Feuerstoß vor meiner Nase. Mit kurzem Gestöhn sackt mein Kumpel in sich zusammen. Ich werde zu Boden gerissen. Mehrere Landser stürzen sich auf den Feldweibel, der uns holen sollte und reißen ihm die MP aus den Händen. Die Salve, etwa 15 Schuss, hatten meinem Kumpel ein trauriges Ende beschert. Der Feldweibel erschoss sich am nächsten Tag.

Ende September 1944 zog die deutsche Wehrmacht als Geschlagene wieder in Riga ein. Alle wollten diesem Elend entkommen. Pioniereinheiten sprengten bereits die Hafenanlagen. Die Disziplin ging vollends flöten. Ohne Dampfer gab es kein Rauskommen. Schubert und weitere zwei ROB erhielten vom Kompaniechef den Marschbefehl nach Dresden. Mit einem Güterzug bei Eiseskälte ging es in den Hafen Libau, der noch in deutscher Hand war. Alle drei waren über diesen Marschbefehl erst einmal erfreut.

In der Fahnenjunkerschule der Infanterie Nr. 1 in Dresden, volkstümlich Kriegsschule genannt, wurde Schubert mit dem 25.10.1944 immatrikuliert und bis zum 06.02.1945 ausgebildet. Schubert hatte sich als ROB in Frankreich gemeldet, wie andere aus seiner Kompanie auch. Die Schulterklappen hatten jetzt einen silbernen Querstreifen, zu mehr ist es nie gekommen. Wollte man die Schule in Dresden

besuchen, waren folgende Bedingungen durch das Oberkommando des Heeres (OKH) festgelegt: 6 Monate Fronteinsatz, bei Verwundung nur 3 Monate. Diese Festlegung wurde mit dem Fronteinsatz Ost von Juni bis November 1943 erfüllt, einschließlich der eigens zugeführten Verwundung.

Unterschrift	
Januar bis März 44	Lazarett Aue, Verlegung nach Schneeberg
März 44-August 44	Kaserne in Leipzig Gohlis Ausbildung von Rekruten
Aug. 44-Okt. 44	Transport per Schiff von Danzig nach Riga "Kurlandkessel" 24.ID (?) Rücktransport von Libau
Okt. 44-6.2.45	Besuch der Fahnenjunkerschule in Dresden
6.2.45-Mitte März	Einsatz im Oderbruch Podelzig und nördlich
Mitte März	Beförderung zum Leutnant der Res. in Potsdam bzw. Wünsdorf und Abkommandierung zur 8. Armee nach Bad Salzbrunn bei Waldenburg-kurze Zeit darauf nach Jannowitz bei Hirschberg in den Stab des VIII. Armeekorps
2. Mai 1945	Absetzbewegung in Richtung Österreich, Gefangenschaft bei Königgrätz und Abtransport in Reich-Gefangenenlager bei Sagan, Flucht in Oberschreiberhau nach Jauer

Zeittafel

Die Ausbildung erfolgte teilweise auch in der Gegend um Waltersdorf im Zittauer Gebirge. Teils war es ein Leidensweg, in voller Montur die Berge zu erklimmen. Teils war es Freizeit fast mit Urlaubscharakter. Durch die Bombenangriffe waren hier bereits viele Flüchtlinge untergebracht, auch hübsche und junge Mädchen, mit denen sich die deutschen Soldaten ihre Freizeit vertrieben. Doch Hitler ließ sich wieder etwas einfallen. Aus den Schülern aller Armeeschulen wurden neue Regimenter rekrutiert, Regimenter aus Fahnenjunkern. Also: Alle wieder zurück nach Dresden und ab an die Front an der Oder. Es gab praktisch keine zusammenhängende Hauptkampflinie (HKL), die Wehrmacht floh in Richtung Westen. Diese Flucht sollte durch die Regimenter der Fahnenjunker an der Oder aufgehalten, gestoppt werden.

Ab 6. Februar 1945 ging es aus Dresden-Neustadt ins Oderbruch los. Das Datum prägte sich ein, genau eine Woche vor dem Inferno von Dresden! Keiner wusste, wo der Einsatz erfolgen sollte. Erst später erfuhr Schubert, dass sein Regiment die Nr. 1239 trug und dem XI. SS-Panzerkorps unterstellt war. Der Einsatzort lag im Gebiet zwischen Reitwein und Klessin, in der Nähe von Podelzig. Podelzig war noch nicht geschädigt, später aber dem Erdboden gleichgemacht.

Eine weitere, sehr einprägsame Begebenheit übernehme ich im Originaltext von Werner Schubert. Sie betrifft den Einsatz im Oderbruch:

*Bevor die Rote Armee vor uns einen Brückenkopf bilden konnte, hatte unser Regiment nicht weit von der Oder eine Stellung bezogen und ausgebaut. Mein Trupp hatte sich im Keller der Telefonvermittlung eingerichtet und machte nun Pause. Das Artilleriefeuer störte uns nicht. Wir saßen ja im Keller. Ich hatte mich mit Stahlhelm und offenem Mantel, die Hände in den Hosentaschen, unter ein Fenster gesetzt, um etwas zu lesen. Plötzlich kracht es ohrenbetäubend hinter mir und mit Gewalt drückt mich eine einstürzende Mauer zu Boden, so dass ich wegen der Hände in den Taschen völlig unbeweglich an den Boden genagelt war. Den Mund voller Dreck, atmen unmöglich, schrie ich innerlich auf, ohne dass ich etwas bewegen konnte. Inzwischen hatten die Kumpels, die vor dem Klappenschrank hockten und mit mir gesprochen hatten, meine Stiefel gepackt, um mich heraus-zuziehen. Aber sie hielten nur mein Schuhzeug in den Händen. Es dauerte eine Weile, bis sie mich frei gelegt hatten. Mit den bloßen Händen und am Mantel ziehend befreiten sie mich von der Last. Eine 17 cm Granate war in*

*den Giebel eingeschlagen. Ein Teil der Wand hatte die Giebelspitze durch das Fenster in den Keller gedrückt und mich unter sich begraben. Ein Glück, dass die beiden Telefonisten wussten, wo ich lag. Der Keller war für Minuten in eine gelbe, undurchdringliche Dunstwolke gehüllt.*

Kurz nach Frühlingsanfang 1945 erhielt Schubert, der beförderte Leutnant, nochmals einen Marschbefehl zum Oberkommando des Heeres (OKH) nach Wünsdorf. Hier hatte zu DDR-Zeit die Sowjetarmee ihr Quartier bezogen.

Die verbliebenen 300 Fahnenjunker in der Gegend von Klessin ergaben sich nicht, obwohl sie in einem Brückenkopf eingeschlossen waren, in dem es im Nahkampf um Leben und Tod ging. Etwa 230 starben den „Heldentod“, wenige ergaben sich dem Feind. Das war um den 15. März 1945 herum, Schubert hatte Glück. Er hatte dem Marschbefehl zu folgen und war von Wünsdorf aus in Richtung Dresden unterwegs und danach in Richtung Königgrätz (heute: Hradec Kralowe). Hier traf sich eine jüngere Garde, etwa 50 junge Offiziere, und wartete, was da kommen sollte. Hier spürte Schubert den Druck der tschechischen Partisanen. Überall prangte schon das große „V“ für Viktoria. Es war praktisch wieder eine feindliche Front, eine neue Front für die deutschen Soldaten.

Der nächste Marschbefehl gab Bad Salzbrunn an, immer näher kam die Heimat um Jauer. In der Nähe saß der Stab der umbenannten Heeresgruppe Weichsel in die HG Mitte, die unter Befehl des Generalfeldmarschalls Schörner stand. Es kamen alle möglichen Gerüchte über eine Wunderwaffe auf, die Hitler aus dem Ärmel zaubern wollte. Gleichzeitig verstärkten die „Kettenhunde“, offiziell Feldjägerkommandos, ihre Aktivitäten, um Abtrünnige aufzugreifen, sie zu erhängen. Unter den Landsern gingen die Fragen um, wie man dieser aussichtslosen Situation entkommen könnte. Es wurde aber nie öffentlich ein Wort darüber verloren. Der Hauptvollstrecker dieser gnadenlosen Politik war zuletzt der Befehlshaber der Heeresgruppe „Schörner“, der sich selbst rechtzeitig mit einem „Fieseler Storch“ nach Bayern absetzte.

In diesem zwischenzeitlichen Durcheinander wurde Schubert mehrmals versetzt zum VIII. Armeekorps, dessen Stab in Jannowitz (bei Hirschberg) saß. Bei dem hiesigen Chef, einem älteren Hauptmann, erreichte Schubert einen halben Tag Freizeit. Schuberts EK II und das Verwundetenabzeichen zeigten bei ihm Wirkung. Er verbrachte diese Freizeit bei Bekannten in Heimatnähe. Nächster „Arbeitsort“ war Waldenburg, nebenan lag der Stab der 17. Armee. Man spürte, der Frieden war nahe, aber wie sollte er aussehen? Es war eine fast ausweglose Situation. Solche Sprüche erfand damals das Leben: „Genieße den Krieg, der Friede wird schrecklich sein!“ Hinzu kamen Parolen wie „Der Führer wird es schon machen!“ oder „Wir kämpfen mit den Amis weiter gegen die Russen“. Zwischenzeitlich lag die HKL am Gebirgsrand, nordöstlich von Jauer. Später erfuhr Schubert, dass ein russischer Stab im Keller seines Elternhauses Quartier bezogen hatte.

Dem von Schubert wiedergegebenen Spruch „Genieße den Krieg, der Friede wird schrecklich sein“ will ich nochmals Aufmerksamkeit schenken: Es war die Vorahnung dessen, was die Soldaten der Roten Armee den Deutschen wohl als Gegenrechnung auf den Tisch legen werden. Neben Schuberts Erinnerungen kamen mir auch die Meinungen deutscher Landser in den Sinn, die nun plötzlich über ihre Verbrechen in der Sowjetunion nachdachten. Gnadenlos handelten deutsche Heerführer samt Untergebene gegen die Zivilbevölkerung der Sowjetunion. Obstbäume wurden zu Galgen umfunktioniert, ganze Dörfer wurden abgefackelt. Die flüchtende Bevölkerung aus den brennenden Häusern, auch Frauen und Kinder, wurden niedergemetzelt. Einzig verbrannte Erde war übrig, als die Befreier ihr eigenes Land Meter um Meter zurückeroberten und des Gegners Land betreten.

Ich hatte oft Gelegenheit, mit meinem dienstlichen Reisebegleiter ins „westliche Ausland“, Hans Kubatsch, über seine Erfahrungen aus dem Russland-Feldzug zu reden. Er hat den gesamten Weg von Stalingrad zurück bis in die Wälder nahe Rietschen mitmachen müssen. Erst als die Rote Armee die Neiße überquerte, schmiss er die Waffen weg, ergatterte sich Zivilkleidung und schlug sich zu seinen Angehörigen durch. Er hat alle Gräueltaten des deutschen Militärs miterlebt. Immer wieder stellte er sich selbst die Frage: Wie werden russische Soldaten in Deutschland handeln, wenn sie als Sieger im Feindesland einziehen? Er ahnte, was kommen könnte. Vieles vom Erahnten trat ein.

Eines muss gesagt werden und hier rede ich selbst mit: Die Kinder hatten fast immer eine Schutzfunktion, wenn es zu bösartigen Handlungen kam.

Soweit noch Erinnerungen als Nachtrag zu Schuberts Vorahnungen. Doch nun zurück zu seinem kurzen Aufenthalt beim Stab in Jannowitz:

Nach einer verbrachten Liebesnacht, spät zurück im Quartier, bemerkte Schubert, dass sein Kamerad wohl Gleiches wie er vor hatte. Nach kurzer Nacht war am Morgen der gesamte Stab verschwunden, Leitungen und Gepäck blieben. Noch Tage davor hatten die „Kettenhunde“ Landser aufgehängt. Ein versprengter Hauptmann mit Kraftfahrer und Jeep machte den Vorschlag, den Weg in Richtung Österreich zu gehen. Das war der allgemeine Wille deutscher Landser, weg von den Russen, hin zu den Amis. Ratlos auf einem Hügel sitzend zerriss Schubert sein Soldbuch und schmiss alles fort. Die Leutnant-Schulterklappen waren schon vorher „über den Jordan“ geflogen. Das war eigentlich eine Dummheit, denn durch den Wehrpass und die Eintragungen hätte er in einem Offizierslager eine bessere Behandlung erfahren.

Auf dem weiteren Marsch (der Jeep wurde im Straßenrand stehen gelassen) kamen russische T34 entgegen. Nach einem kurzen Halt, verursacht durch eine Panzerbesatzung, waren die beiden Begleiter ihre Stiefel los. Schuberts Stiefel waren zu klein geraten. Er hatte auch „sicherheitshalber“ vorher schon die Schäfte abgeschnitten. Damit waren sie für die russischen Soldaten nicht mehr attraktiv genug. Es war aber allemal besser, als in Socken zu laufen. Dem Hauptmann und seinem Fahrer blieb aber nichts anderes übrig.

Am Ortseingang von Königgrätz sahen die Versprengten schon die Racheakte der Tschechen. Sie waren durch Armbinden als Partisanen gekennzeichnet und taten das, was eigentlich erwartbar war. Wer z. B. ein Schulbuch mit Nazibildern hatte, bekam Dresche nach Strich und Faden. Das war die Reaktion auf die jahrelange Besatzung. Die deutschen Soldaten im Gefangenenlager hatten dafür kein Verständnis, im Gegenteil: Sie meinten, dass die deutsche Besatzung richtig war. Die nächsten zwei, drei Tage ging es zu Fuß in ein Gefangenenlager in Sagan. Speise und Trank waren Mangelware. Selbst bei der Verrichtung der Notdurft, teils auch nachts, musste man wegen eines vermuteten Fluchtversuchs mit einer Kugel rechnen.

Bei einer Rast unterwegs kam ein berittener Rotarmist zu Schubert und zeigte auf eine Scheune. Er verlangte damit praktisch Heu für sein Pferd. Das wiederholte sich auch seitens des Aufpasser-Personals. Es war großer Zufall, dass sich Schubert längere Zeit in der Scheune aufhielt. Als er sich wieder sehen lies, war die ganze Truppe abgezogen. Mit Schubert erlebte ein anderer Kamerad Gleiches. Nun war der Weg nach Hause offen. Beide besorgten sich Privatkleidung, um als Zivilist nicht aufzufallen.

Auf dem ganzen Weg war immer Obacht zu geben, man musste vor dem „roten Mob“ auf der Hut sein. Das ging eine ganze Weile auch gut. Mit Robben und Kriechen wurden weite Wegstrecken überbrückt, immer in Angst, in falsche Hände zu geraten. Zwischendurch ging es an in Decken gehüllter russischer Soldaten vorbei, die ihren Siegesrausch ausschließen. Aus einem Schuppen, der beide wieder rettete, nahmen sie Mistgabel sowie Rechen mit und marschierten als Feldarbeiter unter den Augen eines Wachpostens und denen eines Offiziers einfach los. Es ging noch über 20 km, aber die Heimat zog unwiderstehlich.

Vor diesem Marsch, der vier Stunden dauern sollte, trennten sich beide. Schubert begegnete erstmals einem polnischen Offizier, an seiner kantigen Mütze erkennbar. Nach einem Tritt in den Hintern und der Abnahme der Mistgabel ließ er Schubert weitergehen. Er fand kurz danach eine ihm bekannte Familie, wo er im Haus Zuflucht fand. Doch plötzlich standen zwei Rotarmisten im Weg. Sie hatte anderes vor und vergingen sich an Cousine Herta. Schubert verkroch sich, um möglichem Unheil aus dem Weg zu gehen.

Der Aufenthalt im Ort war ereignisreich: Der selbst ernannte polnische Bürgermeister Pan Olenik versuchte, auch mit den Überresten der deutschen Bürger, wieder ein gewisses Leben in Gang zu setzen. Die Zeit Juni 1945 bis Januar 1946 war eine rechtsfreie Zeit, in der der Stärkere immer Recht hatte! Durch den Schutz des Bürgermeisters wurde Schubert von der Miliz in Ruhe gelassen. Die fünf bis sechs Milizionäre hatten den Auftrag, keine Leute und auch kein Vieh aus dem Ort zu lassen. Mehr und mehr wurden aus der Lemberger Gegend stammende Polen zu Bürgern seiner ehemaligen Heimat. Deutsche verließen freiwillig den Ort oder wurden vertrieben. Schubert ging noch vorher, er flüchtete in Richtung Görlitz. Über allem aber lag noch die große Ungewissheit: Was wird werden?

Schubert überstand, oft mit viel Glück, mit Verstand und mit großen Enttäuschungen diese Zeit. Aber: Er blieb am Leben!



Ich habe speziell die Zeit seiner Jugend, von der Einberufung zum Reichsarbeitsdienst bis zum Ende seiner Militärdienstzeit sehr ausführlich bedacht. Von Werner Schubert liegt mir dazu eine sehr wertvolle eigene Beschreibung vor, die ich immer wieder zu Rate gezogen habe. Ich selbst musste Gott sei Dank keine solchen Erfahrungen machen. Ich kenne nicht die Ostfront, den Kurland-Kessel oder die Fahnenjunkerschule in Dresden. Doch über das Ende des Krieges, die Bombardierung Dresdens im Februar 1945 und die Vertreibung aus Schlesien kann auch ich durchaus berichten. Da wir beide zu dieser Zeit eine gleiche Meinung, eine gleiche Erkenntnis haben, deshalb gehen mir die trostlos-traurigen Geschehnisse, über die Schubert berichtet, sehr nahe. Es kann nichts Schlimmeres als Krieg geben!

In mir kommen Zweifel auf: Wie konnte das deutsche Volk durch Hitler so verblendet sein und sein „Wollt ihr den totalen Krieg?“ fast geschlossen mit „Ja“ und „Hurra, Hurra“ beantworteten. Waren unsere Eltern und Großeltern wirklich alle Nazis? Die Wenigen, die dagegen waren, wurden weggesperrt. Wir haben dafür die Quittung erhalten, haben wir aber auch daraus gelernt? Ich glaube es fast nicht! Mir scheint, es wiederholt sich etwas!

Mit meinen nächsten Gedanken und mit gewisser Angst vor der Zukunft blende ich mich aus den Kriegsjahren und dem Kriegsende aus. Werner Schubert hat mit seiner Schilderung, die ich genutzt habe, Anklage erhoben. Ich brauche dem nichts mehr hinzuzufügen.

Für Schubert begann nun eine vollkommen neue Zeit. Vielleicht könnte darüber der folgende Zwischen-titel stehen: *Es ist ein riesengroßer Unterschied, hinter dem Pult zu stehen oder als Schüler, auf der Bank sitzend, ob ich ein Lehrbuch nutzen kann oder den Spickzettel.* Schubert wird sich oft noch an seine Schulzeit erinnern. Er wird noch längere Zeit Lernender, dabei teilweise auch schon Lehrender sein. Die antifaschistisch-demokratische Ordnung, die in der sowjetisch besetzten Zone (SBZ) ab Kriegsende staatstragend wurde, verlangte auch eine Neuausrichtung des Bildungssystems. Alle bisherigen Lehrkräfte, die Parteimitglied in der NSDAP waren oder die staatstragende Funktionen im faschistischen Deutschland inne hatten, wurden aus dem Schuldienst entlassen. Neue Menschen, neue Bürger wurden gebraucht, die aber nicht immer zur Verfügung standen.

Der Krieg hatte einen großen Teil junger Deutscher auf den Schlachtfeldern geopfert. Der übrig gebliebene Teil erlebte die Nachkriegszeit mit den Plünderungen, Vergewaltigungen und mit der Vertreibung aus der Heimat. Dadurch entstand auch neuer Hass und die Angst, was die Siegermächte mit uns Deutschen machen werden, lähmte vielerorts die Stimmung. Es war wirklich schwierig, in dieser Zeit Menschen zu finden, die bereit waren, Neues zu beginnen. Es gab sie aber und Schubert zählte, trotz verschiedener Selbstzweifel, zu denen, die anpackten. Hier tabellarisch der Zeitabschnitt, in dem er selbst Lernender und Lehrender war:

- Februar 1946 Neulehrer-Lehrgang an der Lehrerbildungsanstalt (LBA) Görlitz
- 1.9.1946 Lehrer an der Grundschule Uhmansdorf
- 1.9.1949 Lehrer an der Oberschule (Gymnasiums) in Weißwasser
- 1948 1. Lehrerprüfung
- 1951 2. Lehrerprüfung
- 1953-1956 Seminarleiter für Fernstudenten im Fach Deutsch mit Ausbildung bis 10. Klasse
- 1956-1961 Fernstudium Deutsch an der Pädagogischen Hochschule Potsdam mit Lehrbefähigung bis 12. Klasse
- 1963 Direktstudium Pädagogik mit Abschluss Diplom an der Pädagogischen Hochschule Potsdam
- 1963-1984 Direktor des Pädagogischen Kreiskabinetts
- 1984-1990 Leiter der Bibliothek im Pädagogischen Kreiskabinetts

Immer wieder stelle ich mir die Fragen

- Woher rührt sein großes Wissen über das Leben jüdischer Bürger in Weißwasser?
- Woher rührt sein Wissen über viele Probleme der Glasindustrie unserer Gegend?

Ich versuche, Antworten zu finden:

Schubert hat einen ganz klaren Standpunkt zu „Gut und Böse“. Das konnte zu unterschiedlichen Zeiten auch etwas wandelbar sein. Und: Er stellt sich immer wieder an die Seite Unterdrückter, Verachteter, Vergessener. Das zeugt alles von großer Humanität! Den jüdischen Bürgern, Objekte der faschistischen Unterdrückung, gehört seine Sympathie.

Wer sich mit der Kultur des jüdischen Volkes befasst, der findet immer wieder Anknüpfungspunkte zur Wirtschaft, zum Unternehmergeist dieser Menschen. Für Weißwasser waren jüdische Familien und Unternehmer bis zum Beginn des Naziregimes sehr oft stadtpflegend. Namen wie Dr. Altmann und besonders Schweig u. a. hatten zu ihrer Zeit mit Pionier- und Unternehmergeist, aber auch mit sozialem Gewissen großen Anteil an der Stadt- und Industriegeschichte von Weißwasser. Deshalb auch Schuberts umfangreiches Wissen zur Glasgeschichte von Weißwasser. Selbst kleine Details wie das Zusammenreffen mit Manfred Witt im besetzten Frankreich sind ihm nicht abhandengekommen.

In einer Reportage, für die „Sächsische Zeitung“ geschrieben, berichtet er über eine neue Methode zum Abtrennen einzelner Teilstücke vom kontinuierlich erzeugten Glasband. Es war wohl um 1948, er wurde mit diesem Beitrag Ostsachsen-Sieger eines Wettbewerbes. Er selbst sammelte weitere Erfahrungen in der Glasindustrie durch seine Besuche in der Glashütte Uhmansdorf. In dieser Glashütte hatte sein Frau Helga seit Ende März 1948 wie auch die Schwägerin Irmgard und der Schwiegervater Max Arbeit gefunden. Hier entstand auch der zuvor genannte Zeitungsbericht für die „Sächsische Zeitung“.

Soweit meine Erklärung zu seiner „Sucht“, immer und überall etwas hinzuzulernen.

Den gesamten ersten Teil seines Lehrer-Daseins, vom Neulehrer-Lehrgang 1946 bis etwa zum Abschluss des Direktstudiums 1963 an der Pädagogischen Hochschule Potsdam will ich mit dem sorbischen Volksbrauch vergleichen, wo die geworfenen Eier mal rollten, mal hoppelten, mal eierten, aber immer ins Ziel kamen. Das soll kein kritisches Urteil meinerseits sein, aber die Zeit war ganz typisch für „Versuche“ aller Art. In der Bildungspolitik gab es Reformen, in der Wirtschaft gab es ständig Neuartiges und in der Landwirtschaft wurden aus bäuerlichen Kleinbetrieben Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften (LPG). Oft, sehr oft war man gedanklich schneller, ohne, dass die Realität dem folgen konnte. Das war nicht immer sinnvoll.

Für Schubert gab es ab 1963 bis zur Wende praktisch nur noch zwei Stühle, die er nutzte: Direktor des Pädagogischen Kreiskabinetts und Leiter der Bibliothek desselben. Obwohl schon im altherwürdigen Rentenalter hat Schubert auch die Zeit nach der Wende genutzt. Er fand eigentlich erst jetzt zu Themen oder Anlässen, um seine Haltung, seinen Standpunkt öffentlich zu zeigen. Auch Zeit zu Recherchen über die Vergangenheit bot sich. Ich bin mir ganz persönlich sicher: Wir werden von **Werner Schubert** heute, morgen und übermorgen noch Neues hören. Er hat einfach keine Zeit und auch keine Lust, sich aufs „Altenteil“ zurück zu ziehen.

Ich wünsche ihm ganz herzlich, dass seine Tage noch lange nicht gezählt sein mögen, dass Kraft, Mut und Lebensgeist weiter Inhalt seines Daseins bleiben.

Mein „Danke“ kommt aus Herzlichkeit und auch aus Anerkennung seiner Leistungen bisher. Es möge Neues folgen. Herzlichen Dank auch für die Benutzung bereits neu vorliegender Materialien seiner Lebensgeschichte.

Mir ist bekannt, dass ich mit Sicherheit auch auf gegenteilige Ansichten bei meinen Lesern stoßen werde. Sie kennen Schubert in anderen Situationen, auch als Lehrer im Vermitteln von der DDR geforderten Unterrichtsstoffes. Ich fasse mich selbst manchmal an die eigene Nase. Bitte, macht es auch so!

PS

Ich muss mich langsam meiner eigenen Vergesslichkeit erwehren. Das ist wohl die Sorge fast aller „Älter gewordenen“. Aber auch in jüngeren Jahren greift diese Krankheit schon viele an.

Immer wieder, auch fast in allen Beiträgen, die ich schrieb, habe ich die Rolle der Ehepartner erwähnt. Sie waren immer eine große Stütze meiner Geehrten. Genau Gleiches trifft bei Schubert zu. Seine Ehefrau Helga steht als Fels an seiner Seite. Sie murrte, wenn alles etwas zu viel wird, aber sie wankt nie, wenn seine Arbeit übermächtig wird!

Das alles hat sich auch im privaten Leben beider ausgewirkt. In fast geplanter Regelmäßigkeit kamen ihre Kinder zur Welt: Ingrid 1951, Beate 1956, Ina 1962. Darf ich ohne anzuecken auch hier meine Formulierung treffen: „Büchsenmacher“. Schon einmal habe ich beim Beitrag über Gerhard Artelt Gleiches gesagt. In der Zwischenzeit sitzen 5 Enkel und 6 Urenkel an der großen Familientafel. Schubert wird sicher die Ahnengalerie der Familie weiter beschriften.

Als ich den Namen Gerhard Artelt schrieb, kam mir sofort die Erinnerung an das Schwimmbad in Weißwasser in den Sinn. Ich erzähle nun, was ich erfuhr:

Werner Schubert war zum Schwimmen in der Halle. Danach war ein Besuch beim Oberbürgermeister geplant. Es eilte schon alles ein wenig. Schubert kleidete sich an, zog die Schuhe an und merkte, dass etwas darin drückte. Er glaubte, die „Zunge“ im Schuhinneren wäre die Ursache. Er zog sie nochmals aus und zurrte die „Zunge“ in eine ordentliche Lage. Die Zeit lief weiter und zu spät wollte er nicht kommen. Das Laufen bereitete langsam Schwierigkeiten. Kurz vor dem Termin war Schubert im Rathaus, zog nochmals die Schuhe aus und siehe da, zum Vorschein kam seine Armbanduhr, die er vor dem Schwimmen dort abgelegt hatte. Jetzt wusste Schubert was gedrückt hat: Die Zeit!

Mit Schuhen hatte Schubert immer seine Probleme. Bei seinen Militärstiefeln schnitt er in Gefangenschaft die Schäfte ab und rettete die übriggebliebenen Unterteile als Gehhilfen. Seine Kriegskameraden mussten barfuß laufen, da die Sieger ihre Stiefel gebrauchen konnten. Wie sagt man: „Zappzarapp“. Diese Begebenheit steht in seiner Lebensbiografie.

Aber noch eine Begebenheit des „zerstreuten Professors“ lässt mich schmunzeln. Werner Schubert war dabei, Material über jüdische Bürger, die in Weißwasser lebten, zusammen zu tragen. Bekannt ist, dass der Vater unseres ehemaligen Eishockey-Nationalspielers Rainer Tudyka ein sehr hilfsbereiter Mensch war. Er versteckte in der Nazizeit ein jüdisches Mädchen, gab ihr zu essen und verhalf ihr zur Flucht. Also, Rainer Tudyka war bei Werner Schubert zu Hause. Wie immer drückte bei Schubert die Zeit, ein nächster Termin außer Haus stand an. Rainer brachte das Schwätzchen mit Frau Schubert zu Ende, ging in den Korridor und stellte fest: Die Schuhe, seine Schuhe, sind weg. Es konnte nur Werner Schubert sein, der die „Besitzergreifung“ getätigt hat und es war wirklich so. In Rage, in Eile, um Termineinhaltung bemüht, hat Schubert die falschen „Botten“ erwischt. Man muss sich vorstellen und ich vermute es so: Werner Schubert wird die Schuhgröße 39/40 haben und Rainer Tudyka wohl die 44/46. Ich kann mir vorstellen, der „kleine Muck“ war unterwegs. Es ging aber alles gut, jeder Besitzer bekam seine Schuhe zurück.

Ich hoffe, Werner Schubert nimmt mir diese kleinen Abschweifungen nicht übel, auch das ist sein Leben! Sollte er aber mit mir zürnen, dann bringe ich die Geschehnisse mit der Brille und der Bootsfahrt auch noch aufs Tablett. Denkt daran: Brillen gehören in heutiger Zeit zu Wertgegenständen.

In einem letzten Gespräch mit Schubert hörte sich diese letzte Geschichte wie folgt an:

Mit der Enkeltochter und weiteren Familienangehörigen war eine Bootsfahrt auf der Neisse geplant. Das Wetter hatte aber an diesem Tag seine besonderen „Macken“: Regen, Wind, also ungemütlich! Doch es war alles geplant, sicher auch vorausbezahlt und mehrere „Ozeandampfer“ gingen auf Reisen. Bei einer Windböe, nahe am Ufer fahrend, hatte sich ein Zweig unter den Rahmen seiner Brille gemogelt. Die eigene Reaktion reichte nicht aus, um Schlimmes zu verhindern. Es wollte der Zufall, dass sich die Brille am Ast festhielt und auf Abholung wartete. Nach kurzem Halt kam die Brille wieder zu seinem Besitzer, Werner hatte wieder „Durchblick“. Wie heißt es im Volksmund: Werner hatte wieder die Brille auf!

---

Schriftenreihe des Förderverein Glasmuseum Weißwasser e. V.

Schubert, Werner

**Joseph Schweig (1850-1923)**

Jüdischer Unternehmer, demokratischer Politiker und deutscher Patriot. Begründer der Stadt Weißwasser.

66 S.

Schubert, Werner; Friedrich, Bernd-Ingo

**Die jüdische Minderheit in Weißwasser**

Verfolgung und Ermordung jüdischer Bürger durch die nationalsozialistische Gewaltherrschaft. Juristische Ahndung und historische Aufarbeitung

47 S.

Gramß, Horst; Keller, Reiner

**Der Glasdesigner Horst Gramß**

54 S.; ISBN 978-3-9813991-0-3

Segger, Günter; Sporbert, Janett

**Gedenkpfad für die Opfer von Krieg und Gewalt**

20 S.;

ISBN 978-3-9813991-1-0

Keller, Reiner

**Heinz Schade. Ein begnadeter Glasschleifer und -graveur**

72 S.; ISBN 978-3-9813991-2-7

Schäfer, Manfred

**Glasdesigner. Glasmacher. Glasgraveur**

Gerhard Lindner | Manfred Schäfer | Hans Lutzens | Horst Schumann | Fritz Heinzel

Sie haben in der jüngsten Vergangenheit Spuren in der Glasindustrie Weißwassers hinterlassen

72 S.; ISBN 978-3-9813991-4-1

Schäfer, Manfred

**Es war einmal ... Teil 1**

Glasige Erinnerungen. Geschichten aus dem Arbeitsleben des Verfassers

150 S.; ISBN 978-3-9813991-5-8

Schubert, Werner

**Jüdische Schicksale**

Spuren jüdischen Lebens in Weißwasser zwischen 1881 und 1945

72 S.

Schubert, Werner

**Beiträge zur Geschichte der Juden in Weißwasser**

Eine bedeutsame Episode zwischen 1881 und 1945

290 S., ISBN 978-3-9813991-7-2

Schäfer, Manfred

**Die Menschen von hier haben Glas geformt und das Glas die Menschen. Weißwasser O.L.**

Arbeitsbiografien verdientvoller Mitstreiter

Gottfried Bär | Frank Große | Hannelore Kaiser | Sieghard Kaiser | Horst May | Gertraud Prokop | Herbert Ruhle | Kurt Schwarz | Heinz Thiele

114 S.; ISBN 978-3-9813991-6-5

Schäfer, Manfred

**Soziale Leistungen im Stammbetrieb Lausitzer Glas**

36 S.; ISBN 978-3-9813991-3-4

Schäfer, Manfred

**Maschinelle Stielglasfertigung in Weißwasser**

Ein Beitrag aus der Sicht der Erzeugnisentwicklung 1962-1990

47 S.; ISBN 978-3-9813991-9-4

Schäfer, Manfred

***Die Menschen von hier haben Glas geformt und das Glas die Menschen. Weißwasser O.L. FORTSETZUNG***

Arbeitsbiografien verdientvoller Mitstreiter

Gerhard Artelt | Rita Brose | Paul Bittner | Max Lustig | Willy Rogenz | Angela & Rainer Schmidt |  
Margarete Seidel | Jaroslaw Strobl

145 S.; ISBN 978-3-9813991-6-5

Schäfer, Manfred

***Es war einmal ... Teil 2***

Geschichten und Geschehnisse aus dem Arbeitsleben des Verfassers

157 S.; ISBN 978-3-9817091-1-7

***Hans Schaefer***

Außergewöhnlicher Fachmann und exzellenter Redner

91 S.; ISBN 978-3-9817091-2-4

Schäfer, Manfred

***Die Menschen von hier haben Glas geformt und das Glas die Menschen. Weißwasser O.L. 2. FORTSETZUNG***

Arbeitsbiografien verdientvoller Mitstreiter

Horst Gramß | Rudolf und Heinz Hauschke | Günther Lehnigk | Johannes Kaiser | Herbert Kokel |  
Hans-Jürgen Panoscha | Hans Schaefer

103 S.; ISBN 978-3-9813991-3-1

Exner, Jochen; Segger, Günter

***Chronik zur Wiedererrichtung des Glasmacherbrunnens der Stadt Weißwasser***

73 S.; ISBN 978-3-9813991-4-8

Jennen, Diana-Ilse

***Mein Großvater Vinzenz Krebs***

38 S., ISBN 978-3-9817091-5-5

Schäfer, Manfred

***Die Menschen von hier haben Glas geformt und das Glas die Menschen. Weißwasser O.L. 3. FORTSETZUNG***

Arbeitsbiografien verdientvoller Mitstreiter:

Willi Paulick | Heinz Schade | Werner Schubert | Marlies Sorge | Günter Wehner

Würdigung weiterer Ehemaliger in der Presse

109 S., ISBN 978-3-9813991-7-9

Jentsch, Christian

***Weingläser aus vier Jahrhunderten***

Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung

ISBN 978-9817091-8-6

***100 Jahre Arsal***

Katalog der Sonderausstellung im Glasmuseum Weißwasser

vom 7. April 2018 bis 4. November 2018

ISBN 978-9819729-0-0

Exner, Jochen

***Glastour im Muskauer Faltenbogen***

84 S., ISBN 978-9817091-0-0

Gramß, Horst

***Der Glasdesigner Horst Gramß***

Ideen und Entwürfe, die nicht umgesetzt wurden

87 S., ISBN 978-9819729-1-7

Hubatsch, Dieter

**Eine Lausitzer Glashütte im Wandel der Zeit**

Vom Oberlausitzer Glashüttenwerk Joseph Schweig & Co. zur Stölzle Lausitz GmbH  
172 S., ISBN 978-3-9819729-2-4

---

Impressum:

Herausgeber: Förderverein Glasmuseum Weißwasser e. V.

Redaktion: Reiner Keller; Jochen Exner

Forster Strasse 12 | D 02943 Weißwasser | Telefon: 03576-204000 | Fax: 03576-2129613 |

E-Mail: [info@glasmuseum-weisswasser.de](mailto:info@glasmuseum-weisswasser.de) | Internet: [www.glasmuseum-weisswasser.de](http://www.glasmuseum-weisswasser.de)

V.i.S.d.P. für den Inhalt von Beiträgen liegt bei den Autoren.

Die vorliegende Publikation ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Abbildungen, auch auszugsweise, ist ohne die schriftliche Zustimmung des Herausgebers urheberrechtswidrig und daher strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

**Wir danken allen, die mit ihrer Spende unsere Arbeit unterstützt haben!**